

Ueber den Ursprung der Sprache.

Von Professor Dr. Const. Gutberlet in Fulda.

I. Gegenwärtiger Stand der Frage.

Schon die Speculation des Alterthums hat das Problem über den Ursprung der Sprache, jenes wunderbaren Kunstwerkes, jener göttlichen Ausstattung des Menschen, in Angriff genommen und bereits nach denselben verschiedenen Richtungen hin zu lösen gesucht, wie die moderne Psychologie und Sprachwissenschaft. Wie sich jetzt hauptsächlich die nativistische und empiristische Theorie gegenüberstehen, so suchten im Alterthum die Einen die Erklärung in der Natur (*φύσει*) die Andern in einer freien Bildung (*θεσει*). Sogar mehrere specielle Fassungen vieler neueren Forscher, welche die Sprache durch Instinct und Interjectionen u. dgl. zu erklären suchen, finden sich in dem bekannten Spruche Epikur's vorgebildet: „Der Mensch spricht, wie der Hund bellt.“

Dagegen stehen der neueren Wissenschaft ganz andere Hilfsmittel zur Lösung des schwierigen Problems zu Gebote, wie der alten Philosophie oder auch noch einem Rousseau, Herder und deren Zeitgenossen, welche sich wieder mit grossem Eifer auf diese Frage geworfen hatten. Die Physik hat die letzten Bestandtheile der Sprache, die Vocale und Consonanten, so exact analysirt, dass sie dieselben aus ihren Elementen durch musikalische Instrumente mehr oder weniger getreu herzustellen vermag; die Physiologie kennt alle zur Bildung der Buchstaben erforderlichen Stellungen des Gaumens, der Zähne, des Kehlkopfes und kann davon unvergleichlich mehr herstellen, als die ca. 30, welche in den bekannten Sprachen zur Verwendung kommen; die Anatomie bezeichnet sogar, gestützt auf pathologische Erscheinungen der Aphasie, der Alexie u. s. w. die besondern Partien des Gehirns, welche dem Sprachvermögen dienen. Die experimentelle Psychologie erforscht den natürlichen Zusammen-

hang zwischen psychischen Zuständen und ihren Ausdrucksbewegungen. Die vergleichende Sprachwissenschaft endlich bringt alle Sprachen der Erde in ein wohlgegliedertes morphologisches System, sie hat selbst das Material verschiedener Sprachstämme, wie z. B. des indogermanischen und semitischen, theilweise auf eine gemeinsame Ursprache zurückgeführt und hat somit wenigstens eine Aussicht auf Möglichkeit der Auffindung der ersten Ursprache der Menschheit eröffnet.

Bei solchem Sachverhalt ist die Frage nach dem Ursprunge der Sprache in ein ganz neues Stadium getreten, und es soll im Folgenden unsere Aufgabe sein, die darauf gerichteten Bestrebungen und Resultate der neuesten Zeit in Kürze vorzuführen und sie auf Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit zu prüfen. Die anzuführenden Beispiele kann ich natürlich nicht als Fachmann vertreten, ich habe nur mit grosser Vorliebe und warmem Interesse sprachvergleichende Werke wie insbesondere das Compendium von Aug. Schleicher, die Vorlesungen über die Sprache von M. Müller, und „die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft“ von Giesswein studiert. Diesen und andern Fachschriften sind die betreffenden Angaben unserer Abhandlung entlehnt. Auch Schleicher erklärt, kein Mezzofanti zu sein, sondern andern Sprachgelehrten das viele von ihm angeführte sprachliche Material entlehnt zu haben; um so mehr kann es uns gestattet sein, auf Grund des von Sprachforschern gebotenen Materials über deren Folgerungen ein philosophisches Urtheil zu fällen.

II. Traditionalistische Erklärung.

Bei der Darstellung der verschiedenen Ansichten über den Ursprung der Sprache wollen wir diejenige nicht ausführlicher behandeln, welche die Sprache unmittelbar auf Gott zurückführt. Dieselbe hat in unserer Zeit wenig Anhänger mehr und ist wenigstens in der traditionalistischen Fassung gar zu naiv, als dass man sie weiter zu beachten hätte. Auf Gott muss allerdings die Sprache in letzter Instanz zurückgeführt werden; denn nur er konnte den kunstreichen Stimmorganismus geben, nur er die psychischen Bedingungen der Sprache und Sprachbildung verleihen, nur er die Vernunft schaffen, ohne die es keine Sprache gibt, keine entstehen kann. Aber dass Gott unmittelbar den Menschen das Sprechen gelehrt, oder mit der Uoffenbarung das Verständniss der Sprache und den Vernunftgebrauch gegeben, ist nicht sehr wahrscheinlich, und in

der traditionalistischen Fassung dieses Gedankens absurd. Wir können allerdings den Einwand M. Müller's nicht gelten lassen: dem Urmenschen hätte weder fertiges Lexikon noch fertige Grammatik, die vom Himmel gekommen, etwas nützen können, wenn er nicht schon die Sprache verstanden hätte. — Der Schöpfer konnte ja mit den äusseren Worten, die er zum Menschen sprach, auch das Verständniss derselben geben. Aber ganz sicher ist falsch, was Bonald und seine Schüler behaupten, der Mensch könne nichts denken, ohne vorher das entsprechende Wort zu sprechen und zu denken; Gott selbst habe also dem ersten Menschen die Worte vorsprechen müssen, welche seine Gedanken zu schaffen hatten. Sehr gut bemerkt Preyer insbesondere auf Beobachtungen an neugeborenen Kindern gestützt: „In Wahrheit war es nicht die Sprache, welche den Verstand erzeugte, der Verstand ist es, der einst die Sprache erfand, und auch gegenwärtig bringt das neugeborene Menschenkind mehr Verstand als Sprachtalent auf die Welt. Nicht weil er sprechen gelernt hat, denkt der Mensch, sondern er lernt sprechen, weil er denkt.“¹⁾ Damit ist das traditionalistische Axiom: „L'homme pense sa parole, avant de parler sa pensée“ auch experimentell widerlegt.

Merkwürdigerweise haben neuestens sehr antitraditionalistische Sprachforscher wie Geiger, Noirée, M. Müller ebenfalls behauptet: „Die Sprache hat die Vernunft erschaffen, vor der Sprache war der Mensch vernunftlos“. Wir werden darauf später zurückkommen, jetzt aber möge gegen jede unmittelbare Herleitung der Sprache von Gott bemerkt werden, dass man zur Erklärung der Erscheinungen natürliche Ursachen so lange fordern muss, als die erste höchste Ursache nicht nothwendig erscheint. Nun wird sich uns aber ergeben, dass der mit Vernunft und Sprachfähigkeit begabte Mensch sich eine Sprache selbst schaffen kann. Es ist also durchaus unwissenschaftlich, unmittelbar auf Gott zurückzugreifen, der alle seine Geschöpfe sich naturgemäss entwickeln lässt, insbesondere aber den vernünftigen die Freude geistigen Schaffens und selbständiger Entwicklung durch voreiliges Eingreifen nicht zu verkümmern pflegt.

III. Die nativistische Theorie.

Unserer Behauptung, dass der Mensch die Sprache freithätig selbst schaffen könne, steht eine Fassung des Nativismus schnurstracks entgegen, welche dieselbe auf einen Instinct zurückführt.

¹⁾ Die Seele des Kindes. 3. A. S. 295.

Nach Vorgang W. v. Humboldt's hat besonders Rénan diese Ansicht zu verbreiten gesucht. Wie jener behauptet hatte: „Man könnte dabei an den Naturinstinct der Thiere erinnern und die Sprache einen intellectuellen Instinct der Vernunft nennen“, so erklärt dieser: „Die Sprache zu erfinden, wäre ebenso unmöglich gewesen, als eine Seelenfähigkeit zu erfinden.“ „Nach zehn Jahren neuer Studien bleibe ich dabei, die Sprache auf einen Schlag, wie augenblicklich aus dem Genie einer jeden Rasse hervorgegangen zu betrachten.“ Der Instinct muss bei Rénan überhaupt viel leisten, auch die Religion entspringt einem Instinct, den Semiten schreibt er sogar einen Instinct zum Monotheismus zu. Aber auch besonnenere Forscher, wie Lazarus, Steinthal, Wundt fassen die Sprachbildung nativistisch, gleichsam als einen mechanischen Process oder physiologisch ausgedrückt, als einen „Reflex.“ Reflexbewegungen nennen nämlich die Physiologen die auf einen Reiz erfolgende unmittlere, unwillkürliche Reaction, wie Stöhnen bei schmerzlichen Eindrücken, Niesen bei Reizung der Nasenschleimhäute, Schliessen der Augenlider bei grellem Lichte.

So erklärt Steinthal ausdrücklich: „Sprache ist Reflexbewegung. Dies ist sie jedoch in keinem andern Maasse, als es auch jede andere Bewegung ist. Der Reflexlaut kann nur als von der Natur darge-reichtes Material für eine intellectuelle Verarbeitung dienen. Solches Material kann aber gegen die Verwendung nicht gleichgiltig sein. . . Die Thierseele . . . wird von jeder leiblichen sinnlichen Affection von Schmerz und Lustgefühl wie von den Empfindungen auf's lebhafteste mitergriffen, ohne Herr der Affectionen zu werden; umgekehrt wird bei dem Menschen der Leib durch die Affectionen der Seele mitbewegt. Die Herrschaft des Geistes über den Körper bricht in Tönen aus, und die Freiheit ist das Wesen der Sprache. Das Sprechen ist also eine Befreiungsthätigkeit, das fühlen wir ja alle heute noch, wie wir unsere Seele erleichtern, von einem Drucke befreien, indem wir uns äussern. Die Sprache wirkt hier wie ein Thränenerguss und oft zusammen mit ihm. Besonders aber das erste Hervorbrechen der Sprache beim Kinde und beim Urmenschen ist eine Befreiung der Seele von dem Drucke der auf sie eindringenden Sinnesempfindungen.“

„Wir dürfen also jetzt in ganz eigentlichem Sinne sagen: Der Mensch spricht wie der Hain rauscht. Luft, welche Töne und Gerüche trägt, Lichtäther und Sonnenstrahlen und der

Hauch des Geistes fahren über den menschlichen Leib dahin, und er tönt.“

„Man wird es nicht allzu gewagt finden, dass bei dem Urmenschen erstlich keine Seelenerregung vorging ohne eine entsprechende, reflectirte Körperbewegung, und zweitens auch, dass jeder bestimmten besonderen Seelenbewegung eine bestimmte körperliche entsprach, welche physiognomisch und tönend zugleich war. Diese Reflexbewegungen bedeuten nun thatsächlich schon die Seelenerregungen, deren Reflex sie sind; sie bedeuten dieselben wie jede Wirkung ihre Ursache bedeutet. Was nun freilich noch zur Sprache fehlt, ist nicht unwichtig, ist vielmehr das Wesentliche, nämlich das Bewusstsein dieser Bedeutung, die Verwendung der Aeußerung. Erst die bewusste Verbindung der reflectirten Körperbewegung mit der Seelenerregung gibt den Anfang der Sprache.“¹⁾

Damit stimmt auch Lazarus überein, der insbesondere darauf aufmerksam macht: „Je niedriger die Bildungsstufe eines Menschen ist, desto regsamer ist sein Körper, desto stärker und häufiger die Reflex- und Associationsbewegungen, ungebildete Menschen verzerren das Gesicht beim Schreiben, alle Südländer sprechen mit unausgesetzter Begleitung von Gesticulationen; unsere Betrachtung hat den Menschen auf der ersten Stufe geistiger Entwicklung vor sich, darum folgt dann mit Sicherheit, dass hier die Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit der organischen Bewegungen die grösste sein wird, wie denn auch unsere Kinder, sobald sie sprechen können, fast immerwährend sprechen, selbst wenn sie allein sind. Man kann demnach mit vollem Recht behaupten, dass nach den allgemeinen physiologischen Gesetzen des menschlichen Organismus die Seele keinen Eindruck durch ihn empfangen, keine Bewegung durch ihn vollziehen wird, ohne dass der Organismus dabei zugleich in Tönen ausbricht. Und diese unwillkürlich in Begleitung der Gefühle, Anschauungen u. s. w. hervorgebrachten Töne, diese ursprünglichen und rein natürlichen Laute sind eben die Elemente der Sprache.“²⁾

Wundt fasst die Worte als unwillkürliche „Klanggeberde“, von der stummen Pantomime wesentlich dadurch unterschieden, dass sich in ihr mit der Bewegung die Schallempfindung verbindet. Doch gibt er zu, dass die Sprache erst dann entsteht, wenn die ursprüngliche Triebbewegung zur willkürlichen Handlung wird.³⁾ Unter

¹⁾ Abriss der Sprachwissenschaft I. S. 361 ff. — ²⁾ Das Leben der Seele II, 72 f. — ³⁾ Vgl. unsere Psychologie 2. Aufl. S. 116 ff.

Willkürhandlung will er aber keine Wahlhandlung, sondern einen Act der „Apperception“ verstehen, womit er freilich das Gebiet des Nativismus nicht überschreitet, nicht Empirist wird.

IV. Kritik der nativistischen Theorien.

Die nativistische Erklärung der Sprache, selbst jene extreme Fassung, welche sie einem Instincte zuschreibt, enthält einen Kern von Wahrheit und erklärt auch eine Seite der Sprachbildung, aber durchaus unhaltbar erscheint die Theorie, wenn sie eine vollständige Erklärung zu geben beansprucht. Wahr daran ist, dass der Mensch, ja jedes lebendige Wesen einen starken Trieb besitzt, seine inneren Zustände nach aussen kund zu geben. Insbesondere ist der Zusammenhang des Psychischen und Physischen im Menschen ein so inniger, dass er kaum eine Seelenthätigkeit vollständig in seinem Innern verschliessen kann. Es gehört grosse Seelenstärke dazu, einen heftigen Schmerz nicht durch Stöhnen oder Schreien zu äussern, es gehört die ganze Verschmitztheit eines Diplomaten dazu, um seine Gedanken nicht durch sein Aeusseres zu verrathen. Auf diesem Gesetze beruht ja die moderne Kunst des Gedankenlesens. Man kann noch weiter behaupten: nicht blos beliebige Aeusserungen sind der Seele natürlich, sondern gerade Kundgebungen der Gefühle und Vorstellungen durch Töne, specieller durch die Worte. Wie es uns, die wir die Sprache erlernen, ein natürliches Bedürfniss ist, zu sprechen, wie wir durch einen Trieb zu Aeusserungen seelischen Lebens gedrängt werden, so musste es dem Menschen, der noch keine Sprache besass, Bedürfniss und Drang sein, eine solche zu schaffen. Es kann also nicht bezweifelt werden, dass der Mensch durch einen natürlichen Trieb zur Sprachbildung gedrängt wurde, aber damit ist für die Art und Weise der Bildung der Sprache auch nicht das mindeste geleistet: und darum handelt es sich doch in unserer Frage.

Aber selbst die Bedürfnissfrage wird mit dem Instincte und mit dem nativistischen Drange der Seele nach Entladung nur einseitig gelöst. Der hauptsächlichste Zweck des Sprechens, die Mittheilung innerer Zustände an Andere wird dabei ganz ausser Acht gelassen. Allerdings will der Mensch beim Sprechen vielfach sich ausgiessen, aussprechen, aber doch immer in das Herz eines Freundes, wir wollen uns demselben mittheilen, und gerade dieses Moment des Sprechens übersieht die nativistische Theorie. Sie kommt in ihrer Erklärung

der Sprache nicht über Interjectionen hinaus, denn der unwillkürlich oder auch willkürlich ausgestossene Schrei als Reaction auf eine innere Erregung ist nichts anderes als eine Interjection, wie: *ach!* *pfui!* Interjectionen sind aber nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Redetheile, und selbst die übrigen Redetheile sind keine Sprache, sondern nur Sprachmaterial.

Es reicht nämlich zum eigentlichen Sprechen auch die Mittheilung, sei es durch Geberden, oder durch Laute oder selbst durch vollkommene Worte, nicht hin. Um dies zu beweisen, führt M. Müller, freilich zu ganz anderem Zwecke, ein Erlebniss mit seinen zwei Hunden an. Der eine schief auf einem rothen Teppich, der andere auf einem blauen. Als sich nun einmal der zweite auf den Teppich des ersten gelegt, kam dieser zu seinem Herrn hin und bellte ihn an, offenbar um ihm auszudrücken, er solle den ungebetenen Gast von seinem Teppich vertreiben. Etwas ganz Aehnliches erzählten mir zwei Damen, deren Katze auf einem Stuhle neben dem Ofen zu schlafen pflegte. Als sich nun eine der Frauen auf den Stuhl setzte, während auch die Katze darauf liegen wollte, kam sie miauend zur andern, offenbar um sie zu bestimmen, dass dieselbe für sie Platz mache. Wer auch nur kurze Zeit mit Thieren umgegangen ist, muss finden, dass sie sich mittheilen wollen. Sie ändern sogar in leicht verständlicher Weise den Laut der Stimme, je nach dem Bedürfnisse, das sie kundgeben wollen. Dies letztere reicht allein schon hin, um die Behauptung Wundt's zu widerlegen, der Wille sich mitzuthemen, mache die Sprache aus. Denn derselbe fehlt den Thieren nicht, und doch sprechen sie nicht.

Was muss also noch hinzukommen, dass die Mittheilung wirklich Sprache werde? Sprechen heisst einen Gedanken, ein Urtheil äussern. Also nicht Mittheilung innerer Zustände als solcher macht das Charakteristische des Sprechens aus, sondern das Aussprechen eines Satzes. Nicht Schmerzäusserung, sei es nothwendige, sei es freiwillige, sei es ohne Absicht, sei es in der Absicht sich zu erleichtern oder sich mitzuthemen, sei es durch Geberden oder durch Laute, sei es durch articulirte Worte oder durch unarticulirte Töne, ist Sprechen, sondern die Aeusserung des Gedankens: Ich empfinde Schmerz, heftigen Schmerz, an dieser Stelle u. s. w. Dieser Satz bleibt auch Sprache, wenn er durch eine Geberde, wenn er durch ein einzelnes Wort einen Gedanken, d. h. ein Urtheil des Geistes zum Ausdrucke bringt. Hingegen ist es nicht Sprechen, wenn ein

Papagei ein regelrechtes Satzgefüge hersagt, selbst wenn es mit seinen Gefühlen in Zusammenhang steht, wenn er etwa lernte bei eintretendem Hunger zu sagen: Ich habe Hunger.

Daraus ergibt sich ein doppelter Mangel der hier erörterten Theorien: erstens lassen sie die Vernunft ausser Betracht, ja Lazarus schliesst sie insofern aus, als er den sprachbildenden Menschen auf der tiefsten Culturstufe, und dies aller Geschichte zum Trotz, auffasst, da doch ohne Vernunft Sprache, und um so mehr Sprachbildung absolut unmöglich ist. Zweitens erklären sie höchstens einen minimalen Theil der Sprache: Aeusserungen lebhafter Gefühle; den hauptsächlichsten lassen sie ausser Acht. Nur starke Seelenerregungen drängen nach einer Aeusserung oder Entladung, nicht solche von mässiger Stärke. Nun ist aber gerade das, was vorzugsweise Gegenstand der Urtheile und also der Sätze ist, nicht stark gefühlsbetont. Die Wahrheit, welche im Satze behauptet wird, erregt den Menschen nur mässig. Erst wenn der Inhalt der Sätze interessant ist, kann er die Seele erregen, und zur Mittheilung drängen. Das Interessante ist aber das Seltene, das Gleichgültige ist das Gewöhnliche. Allerdings ist zuzugestehen, dass wir schon einen entwickelteren Zustand des Geistes und der Sprache selbst voraussetzen, wenn wir den Menschen beim Sprechen blos die Wahrheit im Auge haben lassen; in der ersten Zeit mag allerdings die Absicht, innere Zustände zu äussern, eine stärkere Rolle gespielt haben, als bei uns. Aber auch für jene Zeit ist eine solche Auffassung zu einseitig. Ganz gewiss wird das Bedürfniss, die Noth des Lebens vor allem die Menschen zur Mittheilung, d. h. zur Kundgebung ihrer Wünsche, zur Bitte um Hilfe, um Zusammenwirken bestimmt haben, nicht der Drang nach Aeusserung.

Aber, möchte man sagen, die nativistische Theorie beschafft doch einen ansehnlichen Theil des Sprachmaterials, das dann erweitert und zur eigentlichen Sprache verwandt werden kann.

Auch das ist nicht zuzugestehen. Erstens besteht gar kein natürlicher Zusammenhang zwischen bestimmten Seelenerregungen und bestimmten Lauten. Jedenfalls ist derselbe auf wenige Fälle einzuschränken. Die Interjectionen sind ja durchweg in den verschiedenen Sprachen verschieden. Das müsste nun noch vielmehr der Fall sein, wenn nicht blos für einige wenige sondern für alle Wörter der Sprache die „Reflexe“ das Material liefern sollten. Ein jeder neue Eindruck soll einen neuen Sprachreflex erzeugen; aber

damit würde nur ein wahres Chaos von Lauten gegeben, keine bestimmten, verständlichen Worte. Es liegt gar kein Grund vor, dass der Urmensch bei der Wiederholung des Eindrucks wieder denselben Schrei ausstösst, noch viel weniger, dass Alle mit demselben Worte auf denselben Eindruck reagiren. Auch wird der Einzelne den früheren Schrei kaum im Gedächtnisse behalten, um ihn später wieder bei derselben Seelenstimmung zu gebrauchen.

Wie soll also durch ein solches unübersehbares, unverständliches Gewirre von Worten ein gegenseitiges Verständniss vermittelt werden? Wundt nimmt die erklärende Geberde zu Hilfe. Nun, damit wird der Nativismus im Princip aufgegeben: es wird ein willkürliches Verständnissmittel eingeführt, womit der nativistische Naturschrei höchst überflüssig wird. Die Geberden spielen in der That eine sehr wichtige Rolle beim Sprechen und überhaupt bei der Verständigung, aber sie erklären nicht Worte, sondern die Sache, sie weisen auf die inneren und äusseren Objecte hin, über die der Sprechende einem andern Mittheilung machen will. Darum ist gar nicht einzusehen, warum die Laute nicht auch willkürlich gewählt und durch Geberden erklärt werden können, warum erst ein Sprachreflex, der doch nur hypothetisch angenommen werden kann, für deren Bildung in Anspruch genommen werden soll. Jedenfalls ist damit die untergeordnete Bedeutung des Sprachreflexes für die Sprachbildung anerkannt: er bietet höchstens einiges Material, welches der Denkende und seine Gedanken erklärende Mensch zum Sprechen verwenden kann. Viel wichtiger ist in Bezug auf das eigentliche Sprechen die erklärende Geberde selbst: ja diese kann schon als eigentliches Sprechen gelten. Denn sie sagt pantomimisch z. B. auf den Gegenstand hinweisend: das, was du da siehst, nenne ich Baum, Pferd u. s. w. Sie drückt also bereits ein Urtheil aus, wovon der Sprachreflex unendlich weit entfernt ist. Es dient darum wenig zur Begründung des Nativismus, wenn Lazarus hauptsächlich bei Ungebildeten, Südländern die Geberden ausgebildet findet. Wer Geberden zur Mittheilung und Verständigung anwendet, der drückt Gedanken aus. Wer aber denken kann, vermag allerdings eine Sprache zu schaffen, nicht aber ein Wesen, dessen Vernunft erst durch das Sprechen entwickelt werden soll. Dass der Urmensch auf der tiefsten Stufe geistiger Entwicklung gestanden, lässt sich durch nichts beweisen, sondern kann nur auf Grund einer unbewiesenen, absurden Entwicklungslehre behauptet werden. Unbe-

wiesen ist auch, dass die geistig am tiefsten stehenden Wesen am meisten gesticuliren, und wird noch schlechter durch den Umstand erhärtet, dass die Südländer darin die Nordländer übertreffen: die Römer gesticulirten schon, als die Germanen noch in stumpfer Rohheit und Trägheit dahin lebten.

Eine sehr eingehende Kritik der nativistischen Theorien, insbesondere der Wundt'schen, gibt Marty in einer Abhandlung: „Ueber Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung.“¹⁾

Da Marty der Gewohnheit eine wesentliche Bedeutung bei der Sprachbildung zuerkennt, sieht er sich veranlasst, die Polemik, welche Wundt gegen dieses auch von Darwin geltend gemachte Moment richtet, zu entkräften, und sodann die Wundt'schen Erklärungsprincipien, welche zwischen descriptiven Gesichtspunkten widerspruchsvoll schwanken, selbst zu widerlegen; Wundt nahm das verworfene Princip der Gewohnheit selbst wieder zu Hilfe.

Kussmaul will gleichfalls mit Steinthal die Sprache nativistisch d. h. durch Reflexe erklären, nimmt aber Reflex in einem weiteren Sinne als Wundt; nach ihm ist die articulirte Sprache ein erlernter Reflex. Enger schliesst sich Paul („Principien der Sprachgeschichte“) dem Nativismus Steinthal's an, nach welchem beim Urmenschen jeder besonderen Anschauung ein wohlarticulirter Reflexlaut als akustisches Bild der Anschauung entsprach. Vermöge der gleichen Organisation der verschiedenen Individuen wurde auch ziemlich der gleiche Reflexlaut bei Allen durch denselben sinnlichen Eindruck erzeugt. Wo er aber nicht verständlich genug war, halfen die Geberden nach. Aber nach Marty kann auch er nicht um die empiristische Seite herumkommen.

Steinthal ist der Ansicht, der vorsprachliche Mensch habe nur thierische Anschauungen gehabt und sich erst durch die Sprachlaute zu „Allgemeinheiten“ erhoben. Sprechen ist ihm „das allgemeinste und eigentliche Apperceptionsmittel, nicht primär ein Mittel der Verständigung mit Andern, sondern eine theoretische Angelegenheit des Einzelnen: eine „Art und Stufe des Denkens“, „Selbstbewusstsein für den Sprechenden.“ Die ersten Sprachäusserungen sind ihm ein Lautwerden des Selbstbewusstseins als absichtloser Ausbruch der Erinnerung; die erste Stufe der Sprache die „Benennung“ der Anschauungen durch ein onomatopoeisches Gebilde. Ihre Erschei-

¹⁾ Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie v. R. Avenarius Vgl. besonders Jahrgang 1889 S. 195 u. 304.

nungen sind „Ausrufe oder Erkennungssätze“ ohne Subject wie: „Feuer! Diebe!“ „Sprache ist diejenige pathognomische Reflexbewegung, welche auf rein theoretische Anschauungen erfolgt.“

Damit wird aber die erste und eigentliche Function der Sprache, gegenseitige Verständigung, einem untergeordneten Momente geopfert. Die Noth hat Sprechen gelehrt, oder wie Marty es nennt, das Interesse. Nach ihm machte auch das Interesse einen bestimmten empiristisch aufgetretenen Laut zum herrschenden. Die Gleichförmigkeit der Laute wurde durch das Interesse an der Verständigung erzielt. War er einmal eingebürgert, so konnte er kleine allmähliche Umbildungen vertragen, und im Bestreben nach Kürze und Bequemlichkeit konnten sich unsere einfachen Laute und Lautverbindungen als conventionelle Symbole herausbilden.

Selbst bei den eigentlichen Interjectionen kann man das Conventionele, also die Freithätigkeit des Menschen nicht verkennen. Denn wenn man von einigen wenigen wie: *o! ach!* absieht, sind sie ja nicht einfache, rohe Naturlaute von Menschen und Thieren, sondern wirkliche articulirte Worte. Der Mensch hat jenen Lauten einen menschlichen Ausdruck gegeben. Darum stimmen dieselben in den verschiedenen Sprachen nicht überein. Wo der Deutsche sagt: *ach! weh!* sagt der Grieche: *ai, aiā*, der Lateiner *heu*, der Ungar *jaj!* Ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachwissenschaft, Pott, sagt: „Mit der rein thierischen Interjection (und eine solche ist doch der nativistische Naturschrei) wäre der Mensch nie zur Sprache gelangt; selbst die wirklichen in die Sprache aufgenommenen Interjectionen sind articulirt und schon allein dadurch von dem unbestimmten und dumpfen Geschrei des Thieres als Laute mit menschlichem Gepräge zu unterscheiden.“¹⁾

V. Die empiristischen Sprachbildungstheorien.

Nach dem Vorgange Marty's verstehen wir unter empiristischen Sprachtheorien solche, welche im Gegensatz zu den nativistischen die Sprache als freithätiges Werk des Menschen auffassen mit einer allmählichen Entwicklung derselben von unvollkommenen Anfängen bis zu ihren höchsten Formen, wie sie sich z. B. in den semitischen und indogermanischen Sprachen darstellen.

Selbstverständlich huldigen vor allen die Darwinisten dieser Theorie, nach ihnen ist ja alles Entwicklung. Vernunft und Sprache,

¹⁾ Indogerm. Sprachstudien, S. 7.

Stimmorgane und Sprachfähigkeit hat der Mensch nach seiner Erhebung über den Thierzustand erworben. Ueber die Art und Weise freilich, wie die Sprache vom Menschen erworben oder gebildet wurde, sind die Meinungen sehr verschieden.

Am häufigsten werden die Interjectionen, d. h. die natürlichen Gefühlsausdrücke, welche ja auch schon bei den Thieren vorkommen, oder die Schallnachahmung, die Onomatopöie als erste Anfänge der Sprache bezeichnet. Darwin selbst meint, irgend ein thierischer Vorfahre des Menschen habe, wie es jetzt noch die Gibbons thun, seinen Stimmorganen musikalische Töne zu entlocken versucht, um namentlich zur Zeit der Brunst seine Gemüthsstimmungen, Liebe, Eifersucht, Siegesfreude, Verhöhnung eines Nebenbuhlers auszudrücken. Zusammengesetzte Affectionen wurden dann durch Nachahmung dieser Töne und durch Verbindung zu articulirten Wörtern ausgedrückt. Der General Faidherbe hat, nachdem er im deutsch-französischen Kriege wenig Glück gehabt, mit mehr Glück auf diesem neuen Gebiete gearbeitet und hat in einem amerikanischen Affen (*Cebus Azarae*) jenen Urahnen Darwin's entdeckt! Eine weitere Bestätigung dieser Meinung sollen die Schnalzlaute der Hottentotten bilden, welche noch mehr thierische als menschliche Laute darstellen.

Die Onomatopöie hat schon früher eine wichtige Rolle in den Sprachtheorien gespielt; sie wurde sehr scharfsinnig von Herder vertheidigt. M. Müller hat sich sehr entschieden gegen dieselbe ausgesprochen; er nennt sie nach dem Hundebellen Wau-Wau-Theorie. Dieselbe hat jedoch in neuester Zeit von bedeutenden Sprachforschern auf Grund der Sprachwissenschaft vielfache Modificationen erfahren, so dass die Kritik Müller's nicht mehr in allweg zutreffend ist. So z. B. von dem literarischen Gegner Müller's, dem Amerikaner Whitney. Insbesondere hat ihr Th. Curti eine Wendung gegeben, in welcher die Onomatopöie durchaus nicht so verwerflich oder unzulänglich erscheint, als es nach der Müller'schen Kritik erscheinen muss. Denn einmal hat er sie mit der Interjectionstheorie verbunden, und dann nimmt er, was bei der Sprachbildung von ausschlaggebender Bedeutung ist, bereits die Vernunft als gegeben beim sprachbildenden Menschen an. „Schon zur Bildung der elementarsten Sprache wurden gleichwohl das Vermögen der Anschauung, der Vorstellung und der Vergleichung, ferner der Orts- und Zahlensinn, desgleichen auch das Gedächtniss erfordert, welche sich alle als Bestandtheile des inneren Sprachorgans aufzählen lassen.“ Wenn er freilich meint,

alles dieses finde sich in ähnlicher Weise bei den höchsten Thieren wie beim Urmenschen, so sollte er doch wissen, dass Vergleichen, Zählen u. s. w. nur Sache der menschlichen Vernunft ist. Dass diese Schallnachahmungstheorie der Vernunft nicht entbehren kann, sehen wir sogleich, wenn wir die von Curti aufgestellten sechs Klassen der so gewonnenen Urwörter etwas genauer ansehen. Er unterscheidet:

1) Empfindungswörter, also die eigentlichen Interjectionen, wozu er auch den thierischen Lock- und Warnruf rechnet;

2) Die begleitenden Empfindungswörter, welche nicht blos bei menschlichen Thätigkeiten, sondern mittelst des Gefühls bei andern Vorgängen und Gegenständen ausgestossen werden;

3) Geberdewörter, d. h. Lautgeräusche, wie sie z. B. durch die Lippen beim Essen und Trinken erzeugt werden. Aus ihnen und den begleitenden Empfindungswörtern haben sich speciell die Namen für Vater und Mutter (papa, mama, tata, nana) und sodann auch für andere Verwandten gebildet;

4) Die Thierschreiwörter ahmen den Schrei der Thiere nach; von ihnen stammen die Namen der Thiere;

5) Kosmische Wörter sind aus dem Schalle aller tönenden Dinge entnommen, den Lufterscheinungen, dem Vogelflug, dem Klange der Werkzeuge u. s. w.;

6) Symbolische Wörter, welche nicht bei der einfachen Nachahmung des Schalles stehen bleiben, sondern sich einer auch jetzt noch in den Sprachen vorkommenden Symbolik bedienen; wie wenn die Mehrzahl oder das Perfect durch Wiederholung eines Wortes ausgedrückt wird.¹⁾

Sehen wir zu, was von dieser Theorie zu halten ist.

VI. Kritik der empiristischen Theorien.

Es liegt uns sehr fern, die Möglichkeit in Abrede zu stellen, dass der Mensch sich eine Sprache schaffte; wir halten sogar die Wirklichkeit der Sprachschöpfung für sehr wahrscheinlich: was wir entschieden bestreiten ist, dass der noch nicht zum Vernunftgebrauch gelangte Mensch sich eine menschliche Sprache schaffe und gar erst durch die Sprache zur Vernunft komme. Von untergeordneter Bedeutung ist dabei die Frage, ob Interjectionen oder Schallnach-

¹⁾ Die Entstehung der Sprache durch Nachahmung des Schalles. 1885. Die Sprachschöpfung. 1890.

ahmungen oder eine Verbindung von beiden das Sprachmaterial der Vernunft geliefert habe. Indes müssen wir auch in diesem Punkte den Empiristen entgegentreten, denn es lässt sich nicht schwer nachweisen, dass jene Factoren ein sehr beschränktes Material zur Sprache geliefert haben, ja dass sie nur als größtes Rohmaterial betrachtet werden können. Von den Interjectionen haben wir dies bereits oben bei Widerlegung des Nativismus dargethan. Der Onomatopöie muss allerdings ein weiteres Feld zugestanden werden, aber im wesentlichen gilt von ihr dasselbe wie vom „Naturschrei.“

A. Die Onomatopöie.

Das Gebiet der Onomatopöien ist viel ausgedehnter als M. Müller zugeben wollte, der nur Bildungen wie Kuku, Kikeriki u. dgl. dahin rechnet, aber onomatopöietisch sind ganz sicher z. B. folgende deutsche Verben: *bummeln, baumeln, belfern, blärren, platzen, plätschern, blodern, plündern, plappern, poltern, brüllen, dudeln, flirren, flispern, flüstern, gackern, glucksen, hätscheln, holpern, huschen, kichern, klappern, klatschen, kletschen, klimpern, klirren, knacken, knarren, knirschen, knurren, knistern, kollern, krabbeln, lispeln, lallen, mucksen, pfuschen, plumsen, prasseln, quabbeln, quaken, quiken, quiksen, rasseln, rumpeln, schlampen, schlottern, schnattern, stottern, watscheln, wimmeln, zirpen, zwitschern* u. s. w.

Aber im Grunde kann man daraus nicht unmittelbar auf die Ursprache schliessen. Denn alle diese Schallnachahmungen sind nur der germanischen Sprache, oder sogar nur dem Deutschen und zwar in seiner jüngsten Gestalt eigenthümlich; sehr nahe verwandte Sprachen weichen in ihren onomatopöietischen Bildungen oft sehr von einander ab, letztere müssen also jüngern Ursprungs sein. Auch bleibt wahr, dass, wie M. Müller zeigt, gar manche Wörter, welche ihrem jetzigen Laute nach Schallnachahmungen zu sein scheinen, etymologisch analysirt, mit Onomatopöie nichts zu thun haben. So hängt *donnern, tonitru* mit *sonus, tonus* zusammen, *rollen* mit *rota, Rad*; vom Diminutivum *rotula* und *rotulare* wird altfranz. *roller*, jetzt *rouler*.

Doch auch einen ausgedehnten Gebrauch der Onomatopöie in der Urzeit zugegeben, die Evolutionisten gewinnen damit für ihre Zwecke nicht das mindeste. Es mag z. B. sein, dass die dem Semitischen und Indogermanischen gemeinsamen Wurzeln *kar, kal, gar, gal, ku, kuk, gu, kan, gag* mit der Grundbedeutung „tönen, schreien, rufen“ oder *mar, mard, marg* mit der Grundbedeutung „reiben“ Onoma-

topoien der Ursprache sind. Das beweist nicht für sondern gegen die Evolutionisten. Denn erstens haben wir auch hier keine Nachahmung thierischer oder anderer Naturlaute, sondern eine menschliche Nachbildung solcher Laute durch articulirte Töne. Diese Erscheinung bemerken wir ja auch bei den neueren Onomatopoiien unserer Sprachen. Das „Knarren“ der Thüre gibt der Franzose durch *claquer*, durch *cigolare* der Italiener, der Ungar durch *nyikorog*, der Czeche durch *skřipati* wieder. Den Büchsenknall ahmt der Deutsche durch *Puff*, der Franzose durch *pouf*, der Engländer durch *bang* nach. Für das „Wiehern“ des Pferdes hat das Französische *hennir*, das Holländische *hinneken*, das Italienische *nitrire*, das Spanische *rinchar*, das Dänische *vrinske*, das Lateinische *hinnire* u. s. w. Selbst die rohesten Schallnachahmungen sind keine eigentlichen Naturlaute sondern articulirte Töne, also menschliche Nachbildungen derselben, denn kein Hahn ruft ein articulirtes *kikeriki*, kein Kukuk diesen seinen Namen.

Damit ist aber ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen dem ‚cri de nature‘ und menschlichen Worten gegeben. Der Mensch wiederholt erstens nicht einfach einen gegebenen Laut, der ihm etwa bei gegebenem Eindrucke von selbst entfährt, sondern er bildet sich ein onomatopoietisches Zeichen, um damit einem Andern etwas mitzutheilen. Aber nur die Vernunft kann solche Mittel zu solchem Zwecke anwenden. Die Nothwendigkeit der Vernunftthätigkeit bei der Onomatopoiie ergibt sich sodann zweitens aus der weiteren Anwendung jener schallnachahmenden Wurzeln, insbesondere auf Objecte, welche nur in naher oder entfernter Beziehung zu den ursprünglichen tönenden Gegenständen stehen. Jenes *mar* z. B. findet sich wieder im Deutschen *mahlen*, *Mühle*, *Mehl*, lateinisch *mola*, Slavisch *ml-in*. Im Sanskrit ist davon abgeleitet: *mrnâti*, zermalmen, zerschlagen; *μάρασθαι*, kämpfen, *μαραινω*, melken, *μαρασμός*; Sanskrit *marati*, sterben, *mrti*, Tod, *marta*, Sterblicher; lateinisch *morior*, *mors*; *βροτός* (*μροτός*), *ἀμβροσία*; Altsl. *mreti*, sterben; Gothisch *mauthr*, Mord. Weitere Bildungen sind Sanskrit *mira*, Ocean, lateinisch *mare*, Meer, Moor, Altsl. *morje*, „das todte Wasser daher der See und das Moor.“

Die Urmenschen haben aber jene Wurzel *mar* vielfach erweitert und daraus neue Wurzeln geschaffen; so zu *mark*, *malk*. Denn man hat im Sanskrit *març-ayâti*, versehen, Zend *mereñç-ayati* tödten, lat. *marceo*, welk, schlaff werden. — Sanskrit *mrç-ati*, berühren,

streichen, fassen, *μαλακός*, gestrichen, weich, lateinisch *mulcere* und *mulcare* (schlagen, daher *mulcta* eigentlich Schlag).

Ferner wird *mar* weiter gebildet zu *marg*, *malg*. Sanskrit *margati*, wischen, streichen, *ὀμόγγυμι*, wische ab, lateinisch *margo*, Streif, Rand, Goth. *marka*, Rand, Marke. — *ἄμελω*, *mulgeo*, melken, eigentlich streicheln.

Desgleichen lassen sich aus der Vergleichung der Tochttersprachen des Indogermanischen die Wurzeln *mard*, *mald*, *mardh*, *maldh*, *mart*, *malt* als Weiterbildungen der Ursprache der Arier nachweisen. Solche Weiterbildungen onomatopoietischer Form um die Bedeutung zu modificiren ist aber nicht Sache eines thierischen Wesens.

Es ist ferner eine, durch die Sprachwissenschaft festgestellte allgemeine Erscheinung, dass ein hauptsächliches Moment bei der Sprachbildung die Uebertragung eines Wortes auf andere als die ursprünglichen Gegenstände ist. Die Analogie, die Tropen spielen dabei eine Hauptrolle. Man kann darum G. Gerber nicht ganz Unrecht geben, wenn er erklärt: „Alle Wörter sind Lautbilder und sind in Bezug auf ihre Bedeutung an sich und von Anfang an Tropen. Wie der Ursprung des Wortes ein künstlerischer war, so verändert es auch seine Bedeutung wesentlich nur durch künstlerische Intention. Eigentliche Worte, d. h. Prosa gibt es in der Sprache nicht.“¹⁾ Dieser Gedanke ist auch, wie wir weiter unten sehen werden, von Borinski seinem „System der articulirten Phonetik“ zu Grunde gelegt worden.

Dass alle geistigen, übersinnlichen, abstracten Begriffe durch Worte, die der Sinnlichkeit entnommen sind, bezeichnet werden, ist eine bei allen Sprachen wiederkehrende und insofern nothwendige Erscheinung, als wir das Geistige nur nach und aus dem Sinnlichen erkennen. Aber nicht blos die Metapher, sondern auch die Metonymie und die Synekdoche finden sich bei der Sprachbildung sehr häufig verwendet. Hier nur ein Beispiel. Im Lateinischen ist aus der Wurzel *tars* (*ters*), woher auch *torreo* (*torseo*), dörren, das Nomen *testa*, welches metonymisch gebrannten Thon, Scherbe, Topf bezeichnet, gebildet, durch eine Metapher nannte man die Hirnschale *testa*, und in den Romanischen Sprachen durch Synekdoche den ganzen Kopf *tête*, *testa*. Welche mannigfachen Uebertragungen sodann *tête* erfahren hat, ist allbekannt.

Diese Weiterbildung der Wurzeln, insbesondere die Uebertragung auf ähnliche oder in anderer Beziehung mit dem ursprüng-

¹⁾ Die Sprache als Kunst I, 399.

lichen zusammenhängenden Begriffe setzt aber Einsicht in die Aehnlichkeit, in den Zusammenhang voraus, sie verlangt eine Vergleichung, welche nur die Vernunft anstellen kann. Nicht minder verlangt die „Symbolik“ der Urwurzeln, welche Curti als Onomatopoiie anführt, die Thätigkeit der Vernunft. Denn nur die Vernunft kann z. B. durch dumpfe Vocale *o*, *u* Trauriges, Schwerfälliges, Grosses, durch hohe *e*, *i* Feines, Spitzes, Kleines auszudrücken versuchen. Nur die Vernunft kann Bezeichnungen, welche zunächst mit Gegenständen des Gehörs gehen, auf analoge des Gesicht- und Tastsinnes übertragen; jene Analogie kann sogar nur von einem feinen Gefühle aufgefasst werden. Nur ein vernünftiger Mensch kann von schreienden Tönen, Farbentönung u. s. w. sprechen. Und nun gar die Symbolik, welche Curti bei der Sprachbildung betont: „Die Bildung der Mehrzahl durch mehrfache Setzung des Wortes,“ „die Bezeichnung der vergangenen Zeit durch eine Wiederholung des Verbums.“ Das Thier oder der Halb Mensch kann doch keine Mehrzahl erkennen, nicht die Vergangenheit von der Gegenwart unterscheiden, also noch weniger jene einfachen und doch sinnreichen Mittel gebrauchen, um Plural oder Perfect zu bezeichnen.

So hat sich uns ergeben, dass Onomatopoiie im strengen Sinne, als Thier- und Naturschrei, wie sie die Darwinisten fassen, gar keinen Bestandtheil der Sprache bildet, dass die menschliche articulirte Schallnachahmung allerdings einen Theil des ursprünglichen Sprachmaterials liefern konnte und geliefert hat, dies aber nur unter der Voraussetzung, dass der Mensch nicht ohne Vernunft die Sprache gebildet hat. Wir wollen nun zeigen, dass gerade die Sprache der heutigen sog. Wilden, welche der thierischen noch am nächsten stehen soll, lauten Protest gegen den vorausgesetzt halbthierischen Zustand des Urmenschen ablegt.

B. Die Sprache der Wilden.

Der gewöhnlichste Beweis für die thierische Rohheit der Urmenschen wird den verkommenen „Wilden“ entnommen, welche die lebendigen Repräsentanten der Affenmenschen darstellen sollen. Dass diese Beweisführung aller logischen Consequenz entbehrt, ist ja von selbst einleuchtend, da diese uncivilisirten oder halbcivilisirten Völker ebensogut durch Degradation, durch Abfall von einer höheren Stufe geistigen Lebens in die gegenwärtige Verfassung gekommen sein können, als durch Verbleiben auf der ursprünglichen Bildungsstufe. Diese

logische Möglichkeit wird aber zur thatsächlichen Gewissheit, wenn man ihre besseren Vorstellungen von Gott, die auch durch den Fetischismus noch hindurch scheinen und neben ihm bestehen, in Betracht zieht. Besonders aber erhebt ihre Sprache entschiedenen Protest gegen eine Gleichstellung derselben mit Affenmenschen.

Man hat freilich auch bei ihnen eine noch nicht articulirte Sprache zu finden gesucht. So sagt Darwin von einer der uncivilisirtesten Menschenrasse, den Feuerländern: „Sieht man solche Menschen, so entschliesst man sich schwer, sie für uns gleichgeartete Geschöpfe und Bewohner derselben Welt zu halten. Ihre Sprache verdient, soviel wir sie kennen, kaum articulirt genannt zu werden. Capitän Cook hat sie dem Räuspern verglichen, doch es gibt gewiss keinen Europäer, der sich mit so vielen rauhen, gutturalen und schnalzenden Lauten räuspern möchte.“¹⁾ Wie aber bessere Bekanntheit mit den wilden Völkern ihre angebliche Religionslosigkeit und ihren Mangel an sittlichen Vorstellungen als einen schweren Irrthum dargethan hat, so noch mehr in Betreff der Sprache. Ein italienischer Reisender Giac. Bovi hat die Sprache der Jaganer, des südlichsten Stammes der Feuerländer, studirt und fand sie sehr wohl-lautend (*parole dolci, piacevoli, piene di vocali*): ein Urtheil, das ein Italiener über die deutsche Sprache kaum fällen wird. Die Missionäre haben nach sorgfältigem Studium des Jaganischen seinen Wortschatz in einem Vocabular von 32430 Wörtern niedergelegt.

Noch bewunderungswürdiger ist die Grammatik der Sprache, welche mit der der cultivirtesten Völker in vielfacher Beziehung wetteifern kann, ja dieselben an Reichthum der Bildungen übertrifft. Sie hat mehrere Casus und drei Numeri, wozu beim Verbum noch ein vierter kommt: Singular, Dual, Trial, Plural. Das Verbum hat drei Tempora und viel mehr Modi als unsere Sprachen, nämlich drei Coniunctive, einen Fragemodus und Imperativ. Aus dem Grundstamme des Verbums kann wie im Semitischen ein Causativum und Reciprocum gebildet werden. Wie im Indogermanischen zwei Namen, so können hier zwei Verba zu gegenseitiger Bestimmung mit einander verbunden werden, wodurch prägnante Kürze und eine gewisse Eleganz erzielt wird, z. B.: „Er sich wandte-sprach“; „er wird lieben-geben.“

„Eine andere Modalität des Verbums ist die, ob das durch das Verbum ausgedrückte Factum vom Redenden gesehen oder blos

¹⁾ Vgl. M. Müller, *Three introd. Sect. on the science of thought*, p. 17.

gehört worden ist. In dem letzteren Falle wird dem Verbal Ausdruck das Element *mus* (eine überhaupt zur Hervorhebung dienende Partikel) suffigirt. So heisst der Satz: „das Schiff kommt“, im Falle man es kommen gesehen hat: *ūseiānam kō-kāta*, dagegen wenn man von der Ankunft desselben bloß gehört hat: *useiānam kō-kata-ka-mus*, *seia*, „du warst es“ schliesst den Nebenbegriff ein, dass man es gesehen hat, während in *sa-mus-eia* der Nebenbegriff liegt, dass man davon gehört hat.“¹⁾

In dem Dialekte meiner Heimath wird der betreffende Unterschied durch Imperfect und Perfect ausgedrückt. Wenn ich das Schiff kommen sah, heisst es: Das Schiff kam, wenn ich es bloß gehört habe: Das Schiff ist gekommen.

Auch die Australneger gehören zu den niedrigst stehenden Völkern, ihr Gesichtswinkel ist 68,2°, der kleinste aller Menschenrassen. Und was lehrt uns ihre Sprache? „Wenn der Reichthum von Formen zum kurzen Ausdruck seiner Beziehungen über den Rang einer Sprache entscheiden sollte, so müssen uns und allen Völkern Westeuropas die beinernen Menschenschatten am King George Sund Neid einflössen.“²⁾

In phonetischer Beziehung sind die australischen Sprachen allerdings arm, aber sehr reich an Formen. So hat die Sprache der Wirndarei beim Verbum ausser dem Grundstamm eine Continuativ-, eine Reflexiv- und eine Reciprocalform. Erstaunlich ist die Mannigfaltigkeit der Tempora; man zählt deren 14: 1) Unbestimmtes Präsens: *būm-ara* schlagen; 2) Bestimmtes Präsens: *būm-al-avana*, soeben schlagen; 3) Aorist: *būm-ē*, schlagen, geschlagen haben; 4) Unbestimmtes Perfect: *būm-al-quain*, geschlagen haben; 5) Bestimmtes Perfect: *būm-al-āwan*, soeben geschlagen haben; 6) Heutiges Perfect: *būm-al-narin*, heute geschlagen haben; 7) Gestriges Perfect: *būm-al-gurani*, gestern geschlagen haben; 8) Entferntes Perfect: *būm-al-gunan*, vor längerer Zeit geschlagen haben; 9) Plusquamperfect: *būm-al-leini*; 10) Unbestimmtes Futurum: *būm-al-giri*, schlagen werden; 11) Nahes Futurum: *būm-al-awa-giri*, sogleich schlagen werden; 12) Heutiges unbestimmtes Futurum: *būm-al-nari-giri*, heute schlagen werden; 13) Heutiges bestimmtes Futurum: *būm-al-nari-awa-giri*, heute bestimmt schlagen werden; 14) Futurum exactum: *būm-ē-giri*.³⁾

¹⁾ Fr. Müller, Grundriss der Sprachforschung. IV. S. 219 f. — ²⁾ O. Peschel, Völkerkunde, 5. Aufl. S. 320. — ³⁾ Fr. Müller, a. a. O. II., 1, S. 18 ff.

Mit Vorliebe berufen sich die Darwinisten auf die Hottentotten und Buschmänner, welche in ihren Schnalzlauten recht eigentlich die Uebergangssprache vom Affen zum Menschen darstellen sollen, wie auch in körperlicher Beziehung die Buschmänner in ihrer kleinen Gestalt dem Affentypus noch sehr nahe stehen sollen.

Aber wieder hat genauere Kenntniss dieser Völker diese Vorurtheile gründlich beseitigt. Dies gilt insbesondere von der Sprache. Was zunächst die Schnalzlaute anlangt, so ist es durchaus falsch, dass sie nur vom Stimmorgan der Neger hervorgebracht werden können. Theophilus Hahn, der Sohn eines Missionars unter den Namahottentotten sprach wie auch seine Geschwister dieselben so geläufig, dass selbst die Eingeborenen sich darüber wunderten. Manche benachbarte Kaffern, ja selbst die Boers haben sie in ihre Dialekte aufgenommen. Es sind wirkliche Consonanten, die aber nicht wie die übrigen durch Expiration, sondern durch Inspiration des Luftstromes erzeugt werden. In den verschiedenen Dialekten unterscheidet man deren gegen sechs verschiedene Arten. Der dentale gleicht dem Lockrufe für Schweine. Der palatale gleicht dem Klopfen des Spechtes, der cerebrale dem Knalle einer Champagnerflasche, der laterale spottet nach Hahn jeder Beschreibung. Der labiale ist das Schnalzen eines Kusses, der spiro-dentale gleicht dem Räuspern, das entsteht, wenn man etwas in der Kehle hat und entfernen will. Daneben fehlt es aber nicht an expiratorischen Lauten, die Namasprache hat noch 16 andere Consonanten und für die Vocale *a, e, i, o, u* je eine helle und dumpfe, eine kurze und lange Aussprache. Die uns fremden Schnalzlaute können also doch ebenso wenig befremden als die uns gleich unerträglichen Laute der Semiten *Ain* und *Grain* neben einem reichen Consonantismus.

Was aber die Grammatik der Namasprache anlangt, so ist dieselbe äusserst mannigfach und kunstreich ausgebildet.

Ganz eigenthümlich ist die Genusbezeichnung: Singular, Dual und Plural haben ihre eigenen Geschlechts-Suffixe, die aber nicht bloß das Geschlecht, sondern, wenn die bezeichneten Gegenstände geschlechtlos sind, auch andere Begriffsbestimmungen ausdrücken. Das Zeichen des Masculinum ist *b*, für ungeschlechtliche Hauptwörter ist es ein Augmentativ. *s* ist Suffix für das Feminum, sonst ein Diminutiv. Das Suffix für das Neutrum gibt dem Worte eine allgemeine Bedeutung. Der Stamm *gam* (mit vorangehendem lateralen Schnalzlaut) heisst Wasser, mit dem Zeichen des Commune (*gam-i*)

Wasser im allgemeinen, *gam-b* grosses Wasser, *gam-s* ein Wasser zum Gebrauche, Taufwasser, Waschwasser, Trinkwasser. Der Tag schlechthin heisst *tse-i*, *tse-b* ein wichtiger Tag, Feiertag, *tse-s* ein gewöhnlicher Tag.

Ausserordentlich geistreich und darin dem Arischen weit überlegen ist nach Hahn die Conjugation des Nama, dem hierin nur das Türkische mit seiner klassischen Abwandlung an die Seite gestellt werden kann. Durch Suffixe kann der Verbalstamm negative, causative, intensive, diminutive, desiderative, potentiale und reciproke Bedeutung erhalten. Durch Verbindung der Suffixe kann eine unabhsehbare Menge von Combinationen der Bedeutung erreicht werden. Ausser den drei Haupttempora kommen noch vier zusammengesetzte vor. Von den beiden Modi, Indicativ und Concessiv, hat jeder eine affirmative und eine negative Form.

In einem Punkte übertrifft aber die Hottentottische Conjugation noch die türkische. Es gibt eine radicale Conjugation, eine habituelle und die fortschreitende. In der ersten wird der Wurzelbegriff schlechthin ausgesprochen, in der zweiten treten die Suffixe *ha* und *i* an den Stamm, wodurch die Handlung als Zustand ausgedrückt wird. Innerhalb dieser Conjugation gibt es wieder drei Grade, je nachdem *hã* oder *i* oder beide zugleich angefügt werden. Durch Anfügung von *ra* erhält in der dritten Conjugation die Handlung einen fortschreitenden Charakter. Je nachdem aber der Nachdruck auf das Subject oder die Handlung gelegt werden soll, wird der Verbalstamm und das Pronomen verschiedenartig gestellt, so dass man den Begriff: „ich sehe“ auf zwanzigerlei Weise ausdrücken kann, z. B. *tita-mu*, ich sehen; *mu-ta*, sehen ich; *tita-gye-mu*, ich da sehen; *tita-mu-ha* (*i* oder *hai*), ich bin im Zustande des Sehens u. s. w.

Auch die Eskimos (oder wie sie sich selbst nennen Inuit=Menschen) werden zu den tiefst stehenden Völkern gezählt, und doch hat ihre Sprache sowohl beim Nomen wie beim Verbum eine so grosse Mannigfaltigkeit von Formen, dass sie die feinsten Schattirungen des Bedeutungswechsels auszudrücken vermögen.

So sehen wir also, dass selbst diejenigen Völker, welche dem Thiere noch am nächsten stehen sollen, eine Sprache besitzen, die als wahres Kunstwerk des Geistes bezeichnet werden muss.

Aber unsere Darwinisten kommen nicht in Verlegenheit: was wir als Vorzug einer Sprache ansehen, ist ihnen im Gegentheil eine

grosse Unvollkommenheit. Gebildete Völker brauchen so viele Formen nicht, um ihre Gedanken auszudrücken: sie schaffen sich für ihre geistigen Begriffe die entsprechenden Wortcombinationen, die Sprache ist ihnen wirklich ein Werkzeug, mit dem sie nach Belieben hantieren, bei den Wilden ist umgekehrt die Sprache besser als der Sprechende, er lernt von ihr das Denken, aber freilich nur concretes und sinnliches Denken. Denn alle jene Conjugationen und Declinationen bezeichnen blos concrete Verhältnisse. Für alle verschiedenen Thiere haben manche jener Sprachen eigene Worte, aber keines für das Thier im allgemeinen.

Dass die Sprache jener Völker besser ist, als die Sprechenden, können wir unbedenklich zugeben. Dieselben stehen zum Theil auf so niedriger Stufe der Geistesentwicklung, dass sie jetzt solche Meisterwerke, wie sie ihre Sprachen darstellen, nicht schaffen könnten, dieselbe muss also aus besseren Zeiten stammen, dem jetzigen Geisteszustande muss ein vollkommener vorausgegangen sein. Denn dass jener Formenreichthum eine hohe Vollkommenheit ist, dass er nur das Product einer hohen geistigen Schöpferkraft sein kann, das muss jeder zugeben, der die älteren Gestaltungen unserer deutschen Sprache, noch mehr den Formenreichthum der indogermanischen Ursprache oder deren Töchter, des Sanskrit, des Griechischen, gegenüber der späteren Armuth als einen hohen Vorzug ansieht. Dass das Sanskrit, das Gothische, das ältere Arabische vollkommener ist, als das jetzige Hindostani, das Neuhochdeutsche, das Neuarabische, unterliegt bei den Sprachforschern nicht dem geringsten Zweifel.

Dabei bleibt bestehen, dass je älter die Sprache, und auch je tiefer das Volk steht, desto sinnlichere, concretere Bezeichnungen verwendet werden. Das ganze Geistesleben des Menschen baut sich auf dem sinnlichen auf: kein Wunder, dass die Sprache um so sinnlicher und anschaulicher sich gestaltet, je näher sie ihrem ersten Ursprung kommt. Aber selbst wo sinnenfällige concrete Verhältnisse durch die Worte und die Wortformen bezeichnet werden, muss der geistige Gedanke vorausgesetzt werden. Der Mensch, welcher das Pferd „das Schnelle“, den Mond „den Messer“ nennt, muss die Schnelligkeit, das Messen als Eigenschaft, Thätigkeit begrifflich aufgefasst haben. Wer bei der Thätigkeit das „Jetzt“, das „heute“, das „soeben jetzt“, das „bald hernach“ zum Ausdrucke bringt, muss den Begriff der Zeit, der Vergangenheit, der Gegenwart u. s. w. besitzen. Wer verschiedene Thierspecies, wenn auch nur nach äusseren Merkmalen unter-

scheidet, muss allgemeine Begriffe besitzen. Dass er dann auch den noch allgemeineren des Thieres überhaupt bilden kann, ist einleuchtend, und er bildet ihn, wenn er z. B. alle Species zusammenfasst. Das Fehlen eines Wortes beweist nicht für das Fehlen des Begriffes; sonst hätten viele Menschen nicht den Begriff des Seins, da ihre Sprachen nicht ein besonderes Wort dafür haben. M. Müller bemerkt launig: Die Franzosen und Engländer haben kein Wort für kichern, obgleich man dort auch das Kichern der Backfische kennt. Da die Sprache dem menschlichen Verkehre dient, so hat sie regelmässig nur für solche Gegenstände und Verhältnisse besondere Ausdrücke, welche gewöhnliche Gegenstände dieses Verkehrs sind. Vom Sein im allgemeinen, von den „Thieren überhaupt“ ist natürlich bei jenen Völkern wenig die Rede, um so mehr von Bären, Füchsen, Wölfen u. s. w.

Aehnliches findet man auch in unseren hoch cultivirten Sprachen. Wenn z. B. als Zeichen der Inferiorität der Lappischen Sprache angeführt wird, dass es für Schwager zwei Worte hat: eines *maka*, der Mann der Schwester, das andere *sville*, wenn zwei Männer zwei Schwestern zu Frauen haben, dagegen kein Wort für Schwager überhaupt, so steht dem die Thatsache entgegen, dass die so hoch entwickelten indogermanischen Sprachen meist keinen Ausdruck für „Geschwister“ haben, sondern nur Bruder und Schwester kennen; das deutsche ‚Geschwister‘ kommt blos im Plural vor. Im Ungarischen dagegen hat man ein allgemeines Wort für Bruder und Schwester (*test-vér* ohne Geschlecht), daneben aber auch besondere Ausdrücke (für Bruder: *fitestvér* und für Schwester: *nötestvér*). Was ist nun vollkommener? Das Verallgemeinern oder das Individualisiren? Steht das Indogermanische unter dem Ugrofinischen, weil jenes Verallgemeinern nicht bezeichnet, welche dieses ausdrückt?

Es bleibt also bestehen: auch die tiefststehenden Völker haben Sprachen, die von einem hohen Geistesleben Zeugniss ablegen, die sie also vom Thiere unendlich weit wegrücken. Hiermit ist einem Beweisverfahren darwinistischer Sprachforscher, welche aus dem Mangel an Bezeichnungen für Familienverhältnisse in älteren Sprachen oder in der Sprache jetzt lebender Wilden einen traurigen, thierähnlichen Zustand des Familienlebens in der Urzeit folgern, alle logische Berechtigung entzogen. Schrader zieht z. B. aus dem Fehlen von Namen für die Ascendenten des Vaters und der Mutter in der indogermanischen Ursprache folgenden Schluss: „Dies könnte wiederum

eine Folge der Stellung sein, welche die Alten offenbar in der Familie einnahmen. Wenn Vater und Mutter alt und schwach, für Krieg und Arbeit untauglich geworden waren, entsprach es der rohen und harten Denkart primitiver Menschen, diese Alten als ziemlich überflüssige Theilnehmer am allgemeinen Hausstand zu betrachten.⁴⁾ Mit derselben Logik könnte man auch nachweisen, dass unsere germanischen Vorfahren die natürlichsten Pflichten nicht gekannt haben, da sie keine Ausdrücke für Grossvater und Grossmutter besitzen, denn diese Ausdrücke sind erst seit dem 15. Jahrhundert neugebildet. Und doch wissen wir positiv, dass im Altgermanischen noch eigene Worte vorhanden waren (althochd. *ano*, mittelhochdeutsch *ane*, unser neuhochdeutsches *Ahne*). Das Gothische hat noch *avo* Grossmutter, und das Altnordische *afi* Grossvater, womit lateinisch *avunculus*, lithauisch *av-yn-as*, (althochdeutsch *ôheim*) zusammenhängt.

Für geordnete Familienverhältnisse der indogermanischen Urzeit beweisen die Bezeichnungen für Vater: Sanskrit und Zend *pitar*, Arm. *hair*, *πατήρ*, *pater*, Irisch *athir*, Gothisch *fadar*.

Für Mutter: Sanskrit und Zend: *matar*, Armenisch *mair*, *μήτηρ*, *mater*, Irisch *mathir*, Ahd. *muotar*, Altslavisch *mati*.

Für Schwager: Sanskrit *svaçuras*, *ἐζυρός*, *socer*, Angelsächsisch *sweor*, Altslavisch *svekru*.

Für Vatersbruder: Sanskrit *pitroga*, *πάτριος*, *patruus*, Keltisch *eviter*, Ahd. *fetiro*.

Für Mannesbruder: Sanskrit *devar*, Armenisch *taigr*, *δαίρ*, *levir*, Lithauisch *deviris*, Altslavisch *devarn*, Angelsächsisch *tâcor*, Ahd. *zeihhar*.

Für Manneschwester: *γαλώως*, *glos*, Altslavisch *zluva*.

So straft also nicht blos die Sprache als solche, d. h. ihr Bau und ihre Formen die darwinistische Aufstellung eines thierischen Urstandes der Menschen Lügen, sondern auch ihr Inhalt, d. h. die bezeichneten Gegenstände, legt ein unzweideutiges Zeugniß für die menschliche Gestaltung des Lebens unserer Vorfahren ob. Denn es werden von der Sprache Gegenstände nur benannt, welche vom Sprechenden wirklich gedacht, ja eigentlich nur solche, welche ihm familiär sind, während umgekehrt, das Fehlen eines Wortes nicht auf Fehlen des Begriffes schliessen lässt.

(Schluss folgt.)

⁴⁾ Sprachvergleich. und Urgeschichte.